

## *Frühes menschliches Leben zwischen Identität und Interessen*

Jeff McMahan, *The Ethics of Killing. Problems at the Margins of Life*, OUP 2002

Es sind vor allem drei Bereiche von Handlungskonflikten, die eine „Ethik des Tötens“, also Überlegungen zur möglichen Rechtfertigung des Tötens, erforderlich machen. In die Medizinethik fallen zwei von ihnen: Rechtfertigungen mit Bezug auf den zweifelhaften moralischen Status menschlicher Lebewesen, wie vor allem am Beginn des Lebens, und Rechtfertigungen mit Bezug auf das Leid, das Menschen am Lebensende erspart werden kann, indem ihr Tod beschleunigt wird. Andere prinzipielle wie praktische Fragen werfen Selbstverteidigung, Krieg und Todesstrafe auf. In J.McMahans zweibändig geplanten Werk zur Ethik des Tötens sind sie demensprechend einem zweiten Band vorbehalten, während der erste die Problematik an Lebensbeginn und Lebensende behandelt. Dieser erste Band, das Resultat einer mehr als 10-jährigen Arbeit, liegt jetzt vor.

Aufgrund seiner Qualitäten an Umfang, Detailliertheit und argumentativer Reichhaltigkeit ist McMahans Buch in der gegenwärtigen Literatur konkurrenzlos. Es faßt nicht nur McMahans eigene Arbeiten vor allem der letzten zwei Jahrzehnte zusammen, sondern auch alle wichtigen Argumente, die im einschlägigen englischsprachig-philosophischen Diskurs während dieser Zeit vorgebracht und diskutiert wurden. Insofern hat das Buch auf der einen Seite enzyklopädischen, zusammenfassenden und ordnenden Charakter. Dennoch ist es kein leicht zu konsultierendes Nachschlagewerk, sondern überwiegend eine systematisch strukturierte Monographie, in der zwischen globalen und speziellen Fragen und Themen unterschieden und ein sowohl weitgespanntes wie im Detail anspruchsvolles Argumentationssystem entwickelt wird.

Die beiden meines Erachtens herausragenden Qualitäten des Buchs sind erstens, generell und durchgängig, ein ungewöhnliches Ausmaß des Bemühens um argumentative Sorgfalt und Ausgewogenheit, sowie, zweitens und damit verbunden, der Versuch, die angewandte Ethik in hinreichendem, allerdings nicht wiederum exzessivem Ausmaß auf die zugrundeliegenden philosophischen Probleme rückzubeziehen. Wie man an der Einteilung des Buchs ablesen kann, sind das vor allem drei: personale Identität (Kap.1), das Übel des Todes (Kap.2) und der ethische Bewertungsrahmen des Tötens (Kap.3). Auf diese drei allgemeinen Kapitel folgen zwei konkretisierende zu den speziellen Fragen am Lebensbeginn (Kap.4) und Lebensende (Kap.5). Das Kapitel zum Lebensbeginn hat dabei mit 155 dichten Seiten selbst fast den Umfang eines kleinen Buchs. Ich

werde im folgenden das letzte Kapitel zum Lebensende unkommentiert lassen, weil es, abgesehen von der Auseinandersetzung mit D.Vellemans kantianischer Kritik des Selbstmords (473-485), wenig Kontroverses enthält.

Die zwei Pfeiler, auf denen McMahan im Großteil des Buchs (3-421) seine Ethik des beginnenden menschlichen Lebens aufbaut, sind eine spezielle Position zur personalen Identität sowie eine spezielle Art von Konsequentialismus. Erstere nennt er den ‚körpergebundenen-Geist-Ansatz‘ (Embodied Mind Account), letztere den ‚Ansatz der entwicklungsrelativen Interessen‘ (Time-Relative Interests Account). Die Bedeutung personaler Identität für die ethischen Fragen von Lebensbeginn und Lebensende wurde lange Zeit für eher gering gehalten. Die meist unausgesprochenen Gründe dürften in einer Irrelevanzvermutung metaphysischer Fragen für die Ethik gelegen haben. Eine solche Vermutung kann etwa zwei Formen annehmen. Erstens die starke Form, wonach die Ethik, weil mit den Alltagsansichten in Kontakt, metaphysisch neutral sein sollte; oder die schwache Form, wonach die normativen Grundlagen der Ethik Priorität haben sollten gegenüber metaphysischen Fragen, wenn sie diese auch nicht unbedingt ausschliessen. Diese zweite Version könnte man auch die normative Prioritätsthese nennen, und sie scheint mir richtig zu sein. Ihr zufolge würde die ethische Grundlagentheorie, etwa eine Werttheorie, zwar metaphysische Annahmen benötigen, sie aber gleichzeitig normativ einordnen und qualifizieren. Wie bereits am Aufbau des Buchs abzulesen ist, hält McMahan umgekehrt die metaphysische Frage nach der Personenidentität für vorrangig, und vermutlich für eigenständig.

Was besagt der ‚körpergebundene Geist-Ansatz‘ der personalen Identität? McMahan trägt seine Überlegung hierzu in Anschluß an D.Parfits Kritik der psychologischen (Lockeschen) Identitätsauffassung vor, wie das Buch auch insgesamt den Arbeiten Parfits stark verpflichtet ist. Parfit sieht die psychologische Identitätsidee vor allem am Beispiel der Gehirnpaltung bzw. der fiktiven Teilung von Individuen scheitern und schlägt vor, das Konzept der Identität durch das einer praktisch relevanten Kontinuität zu ersetzen. Wenn ich McMahans verschlungene Darstellung seiner eigenen Position richtig verstanden habe (66-94), so will er ähnlich, aber auch anders als Parfit ein Gehirnkriterium der personalen Identität mit einer korrespondierenden praktischen personalen Relevanzbeziehung kombinieren. Statt von Identität spricht er ebenfalls von Kontinuität, anders als Parfit lokalisiert er sie in der physischen und funktionalen Kontinuität von Gehirnarealen, in denen die Fähigkeit für Bewußtsein angelegt ist (67). Darüber hinaus ist nicht diese Gehirnkontinuität selbst praktisch bedeutsam, sondern die psychisch-organisatorische Kontinuität oder die,

wie McMahan sagt, „vereinheitlichenden Klugheitsbeziehungen“ (prudential unity relations) in „egoistischer Selbstsorge“ (egoistic concern). Die vereinheitlichenden Klugheitsbeziehungen, oder die psychologische Einheit, sind nicht gleichzusetzen mit personaler Identität, setzen die physische und funktionale Kontinuität des Gehirns aber voraus.

Was McMahan auf diese Weise vorschlägt, ist ein zweiseitiges Identitätskonzept, dessen Details dunkel bleiben. Offensichtlich wird das korrespondierende psychologische Kriterium, da es ja nicht in den Identitätsbegriff selbst einbezogen wird, eher unter Vorwegnahme der in den Hauptteilen zu diskutierenden ethischen Fragen aufgestellt. Das wird umso deutlicher, als die vereinheitlichenden Klugheitsbeziehungen auch mit dem zweiten Zentralbegriff des Buchs, den entwicklungsrelativen Interessen (80), verbunden werden. Die Klugheitsbeziehungen, in denen zum Ausdruck kommt, wie wichtig sich das Individuum selbst ist, sind als real-psychologische Beziehungen gemeint, und damit abhängig vom aktuellen Stand der kognitiven Fähigkeiten. Dem entspricht dann auch eine Entwicklungsrelativität der Interessen, gebunden an den jeweiligen Stand kognitiven Fähigkeiten.<sup>1</sup> Der heikle Verbindungspunkt in dieser zentralen Argumentation des Buchs betrifft die Verbindung von personaler Identität (Kontinuität) mit den Klugheitsbeziehungen bzw. den entwicklungsrelativen Interessen – denn wenn letztere nicht eigentlich zur Identitätskonzeption hinzugehören, bleibt der metaphysische Auftakt des Buchs für die konkreten Fragen des Tods und des Tötens am Lebensbeginn ohne Resonanz. Ich komme auf diese Befürchtung noch einmal zurück.

Das zweite Kapitel ist der Frage gewidmet, warum der Tod ein Übel ist, das dritte der Frage, wann und warum Töten unmoralisch ist. Diese Fragen werden deshalb häufig getrennt, weil die verschiedenen Weisen, das Übel des Tods zu erklären, das Unmoralische des Tötens beeinflussen könnten, das Übel des Tods jedoch nach verbreitetem Verständnis unabhängig von der moralischen Bewertung des Tötens selbst gesehen werden kann. Vor allem für den Tod bzw. das Töten an ihrem biologischen Lebensbeginn stehender menschlicher Wesen ist entscheidend, ob man den Verlust ihres Lebens, den der Tod bedeutet, als den Verlust eines Lebensganzen versteht, irgendwie objektiv verstanden, oder als den Verlust dessen, das ihnen selbst aus ihrer eigenen ‚Perspektive‘, einschließlich des übertragenen Sinns der Perspektivlosigkeit, aktuell gerade zugänglich ist. Je nachdem wäre der Tod eines Fötus oder Neugeborenen ein maximales oder ein minimales, teilweise sogar überhaupt kein Übel. Aufgrund des Bisherigen ist bereits klar, daß McMahan eher dem zweiten Urteil zuneigt.

---

<sup>1</sup> Ähnlich werden übrigens Interessen in der deutschsprachigen Diskussion, etwa von N.Hoerster, seit Jahren auch ohne diese aufwendige Terminologie verstanden.

Der größte Teil des zweiten Kapitels dient dazu, die Schwierigkeiten verschiedener Modelle hervorzuheben, den Tod eines Menschen mit einer vom aktuellen Interessenniveau abstrahierenden Urteilsweise zu betrachten. Mein Eindruck ist, daß sich McMahan dabei so sehr von der Absicht hat leiten lassen, sein Wunschziel zu erreichen, daß nicht nur die Kritik der objektivierenden Lebensbewertungen weitgehend scholastisch und unergiebig erscheint, sondern auch die die zentrale Frage am Ende nicht wirklich einleuchtend entschieden ist. So auferlegt McMahan einem großen Teil seiner Diskussion die Bedingung des „Token-Vergleichs“ (104), die er erstaunlicherweise so versteht, daß das Übel eines konkreten Tods im Vergleich mit demjenigen anderen konkreten Tod ermittelt werden müsse, den das Individuum bei Ausbleiben des ersten Tods erleiden würde. Offensichtlich ist eine solche Forderung schwer zu erfüllen, weil kaum ermittelbar ist, welchen Tod das Individuum alternativ sterben würde. Die Bedingung ist aber von vornherein abwegig und wird trotz der sonst häufigen Bezugnahme auf ‚unsere Intuitionen‘ nicht gerechtfertigt. Unser übliches Urteil gegenüber dem Todesübel bedient sich hingegen eines ‚Token-Typ-Vergleichs‘, den McMahan unter dem Stichwort des „Speziesnorm-Ansatzes“ (Species Norm Account) diskutiert (146-8). Gegen diesen Ansatz führt er den unplausiblen Einwand an, daß der nachträgliche Verlust eines künstlich herbeigeführten Intelligenzniveaus bei einem Schimpanse doch ein Übel sei, was er der Speziesnorm nach nicht sein dürfe, sofern nur der Schimpanse nicht unter die speziesübliche Intelligenz falle (147). Dieser Einwand scheitert daran, daß ein gentechnisch verändertes Tier nicht mehr eindeutig zu der Spezies gehört, an deren Norm die ihm wiederfahrenden Übel gemessen werden sollen. Im übrigen kommt ja auch ein Verständnis von Gesundheit und Krankheit – beide sind in begrifflicher Nähe von Leben und Tod -- kaum ohne normative Speziesbezüge aus.

Weil unausweichlich, benötigt auch McMahans eigener Erklärungsversuch des Todesübels durch die entwicklungsrelativen Interessen einen solchen Bezug auf die menschliche Speziesnorm. McMahan teilt beispielsweise die Ansicht, daß es keine Hilfe für einen jungen, sterbenden Menschen ist, wenn man ihn psychologisch so verändert, daß er bereits rein kognitiv keine Lebenserwartungen mehr hegen könnte (173). Das heisst aber nichts anderes, als daß es eine vom konkreten Kognitionsniveau unabhängige Speziesnorm gibt, nach der das Entwicklungsniveau von Interessen beurteilbar wird. Wenn ein Mensch auf einem relativ gesehen niedrigeren Niveau bleibt, so ist es nach dieser Norm ein Übel. Daß der Verlust eines möglichen Lebens zu einem sehr frühen Zeitpunkt mit dem niedrigen kognitiven Interessenniveau diskontiert werden muß, wie McMahan behauptet (170, 177, 183), ist also alles andere

als klar. Zumindest dann, wenn man wie McMahan der Meinung ist, daß ein Fötus aufgrund eines bewußtseinsfähigen Gehirns bereits personale Identität besitzt, kann man ihm den Verlust des Lebens im Sinn der Speziesnorm bereits zuschreiben, und der Tod ist dann für diesen Fötus bereits ein großes Übel.

Das Einsetzen von Identität, etwa mit dem 5. bis 6. Monat der Schwangerschaft (268, 277), markiert auch in McMahans Diskussion des Tötens frühen menschlichen Lebens einen wichtigen, wenn auch nicht kategorischen Einschnitt. Vor Einsetzen der Identität wird durch das Töten niemandem direkt geschadet, weil kein Etwas gegeben ist, dem ein Schaden zugefügt werden könnte. Abtreibung vor dem 5. Monat ist dann moralisch gesehen mit einem Nichtzeugen gleichzusetzen. Nach dem 5. Monat beginnen sich Identität und Bewußtsein zu entwickeln, so daß klar einem Individuum geschadet werden kann, allerdings nur schwach, weil dessen entwicklungsrelative Interessen noch wenig ausgebildet sind. Auf die Art der Interessen allein kommt es in diesem Stadium deshalb an, weil eine weitergehende „Ethik des Achtens“, die McMahan mit der Interessenethik in einem „Zwei-Stufen-Ansatz“ (245) kombinieren möchte, nur bei Besitz ausreichend entwickelter Autonomiefähigkeit zu greifen beginnt, wie sie Kinder erst mit dem Alter von 6 bis 7 Jahren entwickeln (264).

Diese Schilderung verdeutlicht, daß sich McMahan sowohl beim Urteil zum Todesübel wie beim moralischen Urteil zum Töten wesentlich auf seine Version eines Interessenarguments stützt und kaum auf seinen Begriff der personalen Identität. Verwirrenderweise benutzt McMahan in späteren Kapiteln seinen Identitätsbegriff dennoch manchmal als moralisch relevantes Argument, indem er sich wie geschildert auf das noch-nicht-Bestehen der Person bezieht (269). Da er andererseits im ganzen Buch nicht müde wird zu betonen, personale Identität sei nicht von praktischer Bedeutung („something that matters“, 78, 83, 105, 170-1, passim) und statt dessen die Fähigkeit zu Klugheitsrelationen anführt, würde seine Argumentation auch auf der Grundlage einer ganz anderen Identitätskonzeption zum selben Ergebnis gelangen, beispielsweise der von ihm kritisierten Organismustheorie (24-39). Sofern das Buch den Eindruck entstehen läßt, personale Identität sei für die Ethik des Tötens von zentraler Bedeutung, ist dieser Eindruck also falsch. In gewisser Weise wird dadurch auch McMahans Diskussion des Todesübels nachträglich das Motiv entzogen: denn selbst wenn man dem frühen Fötus den Verlust eines ganzen Lebens zuschreiben könnte, wäre das nach seiner Interessentheorie immer noch nicht moralisch relevant, sofern der entsprechende Fötus zu diesem Zeitpunkt nur keine Interessen hat.

In der ersten Schilderung habe ich McMahan als Vertreter eines speziellen Konsequentialismus bezeichnet, einen Begriff, den er selbst jedenfalls nicht programmatisch benutzt.<sup>2</sup> Seine Arbeitsweise, die häufig an moralischen Intuitionen orientiert ist, wäre mit einer axiomatisch vertretenen Werttheorie einseitig wiedergegeben. Dennoch trägt die eigenwillige Fixierung auf den aktuellen Stand des kognitiven Interessenniveaus und die für selbstverständlich angenommene Gleichsetzung von Schaden mit moralischem Übel und von Interessen mit moralisch Gutem die typischen Züge eines Interessenkonsequentialismus, wie ihn etwa auch Singer vertritt. Während sich McMahan gegenüber der Ethik des Achtens, die er zweifellos erhellend diskutiert (232-265), agnostisch verhält (272), gibt er an keiner einzigen Stelle dieses doch umfangreichen Buchs eine Erklärung, warum er den Schaden durch Verstoß gegen Interessen mit moralischem Übel gleichsetzt. Daß eine explizite Werttheorie fehlt, ist der wichtigste Grund, warum McMahans Ergebnis nicht zwingend erscheint.

Während also McMahans eigene Theorie meines Erachtens nicht überzeugt, ist seine in diesem Buch ebenfalls enthaltene Kritik der eher einen starken Lebensschutz unterstreichenden Argumente, wie diejenigen der Potentialität, der Heiligkeit des Lebens oder der Spezieszugehörigkeit, überzeugend genug, um die Erwartung zu zerstören, in diesen meist nur rhetorisch aufgeworfenen Ansätzen könnten noch triftige Schutzgründe für das frühe menschliche Leben verborgen sein. Auch McMahans Diskussion der kantischen Ethik des Achtens kommt meines Erachtens, so weit sie geht, berechtigt zu dem Ergebnis, wonach eine solche Moral nur unter denen gelten kann, die zum Achten befähigt sind – ähnlich übrigens wie in der Vertragstheorie der Moral, die in diesem Buch (mit Ausnahme von J.Rawls) ausgeklammert bleibt. Muß man das frühe menschliche Leben also, nach dem Maßstab der modernen Ethik für völlig schutzlos halten?

Eine Antwort könnte sicher nur mit indirekten und bereits ethosgebundenen Gründen gegeben werden, Gründe, die in diesem umfangreichen Buch mehr oder weniger vollständig fehlen. Indirekte Gründe sind im strengem Sinn einer ethischen Wissenschaft, wie sie McMahan und anderen typischerweise vorschwebt, zirkuläre Gründe, weil sie bereits unsere christlich geprägte Kultur voraussetzen, die zu bewahren sie formuliert werden. Mit unseren Gefühlen gegenüber dem beginnenden Leben ist nicht vereinbar, daß wir späte Föten leichtfertig abtreiben oder das systematische Töten von Neugeborenen überhaupt nur erwägen – eine moralische Gewissheit, zu der McMahan ähnlich wie andere

---

<sup>2</sup> S. jedoch seine Argumentation 239-40, in der die typischen Mißverständnisse und Parteilichkeiten des Konsequentialismus enthalten sind. Auch der Versuch, Todesübel und Töten begrifflich zu trennen, ist konsequentialistisch.

Interessenkonsequentialisten nicht viel beizutragen hat (338-362). McMahan suggeriert, die sprunghafte Intelligenzentwicklung nach der Geburt könnte den moralischen Einschnitt der Geburt rechtfertigen, und muß sich letztlich doch auf die sozialen Bindungen und Gefühle berufen (343), die dem Neugeborenen entgegengebracht werden. Offensichtlich relativiert dieser Rückgriff auf die sozialen Gefühle den argumentativen Anspruch von McMahans Methode und verweist auf die Bedeutung der emotionalen Umstände, in denen wir uns beim frühen Leben vorfinden und die wir offensichtlich mit den Mitteln der Interessenethik (und ebensowenig des Kantianismus) nicht nachvollziehen können. McMahans Stärke ist, daß er an diesem Punkt den blinden Rigorismus von Singers Moralpolitik vermeidet, seine Schwäche, daß er trotz allem an der Fiktion einer geschlossenen Ethik des frühen Lebens festhält.

Anton Leist